

Huldrych Zwingli als Persönlichkeit.

Von OSKAR FARNER.

Zum Gedächtnis des 400. Todestages Huldrych Zwinglis am 11. Oktober 1931 erscheinen die «Zwingliana» in einer Doppelnummer. Sie vereinigt fünf öffentliche Vorträge, die im Laufe des Winters 1930/31 in Zürich gehalten wurden. Vier davon, die der Herren Blanke, Escher, Farnier und von Muralt, fanden auf Veranstaltung der Pestalozzi-Gesellschaft in verschiedenen Stadtkirchen statt. Den fünften hielt Herr Köhler an der jährlichen, vom Lehrerverein und von der Pestalozzi-Gesellschaft veranstalteten Pestalozzifeier in der St. Peterskirche, die jeweilen am zweiten Januar-Sonntag stattfindet.

Die vier erstgenannten Vorträge beruhen teils auf eigener, teils auf der bis jetzt vorliegenden Forschung über Zwingli und sein Werk; sie verzichten aber auf Literatur-Angaben. Der des Herrn W. Köhler ist aus allerneusten eigenen Studien herausgewachsen, die dann auch die entsprechenden Belege und Anmerkungen erforderten. Der Zwingli-Verein glaubte durch ihre Vereinigung im vorliegenden Heft das Gedächtnis des Tages am wirksamsten zu begehen.

Das Bild, das den Vorträgen voransteht, stellt den 1838 errichteten Zwingli-Stein bei Kappel dar und ist die verkleinerte Wiedergabe eines gleichzeitigen Stiches von Heinrich Siegfried.

Nur mit einem Vorbehalt unterziehe ich mich dem Auftrag, über die Persönlichkeit unseres Reformators zu reden, d. h. nicht über den Theologen oder Kirchengründer oder Schriftsteller oder Politiker, sondern einfach über den Menschen Zwingli etwas zu sagen —: daß ich mich von der Nötigung frei wissen darf, Heroenkult treiben zu müssen. Man kann ja freilich Zwingli zum Objekt der Heldenverehrung machen, hat es schon oft genug getan, aber man kann es nicht tun, ohne ihn zu belästigen und zu verleugnen. Denn kaum durch etwas anderes fühlt er sich so peinlich mißverstanden und sieht er seine Sache so bedrohlich gefährdet, wie durch die Verherrlichung seiner Person. Die Botschaft ist ihm allein groß und über alles wichtig; die Hervorhebung des Boten, befürchtet er, könnte das Interesse leicht auf ein belangloses Nebengeleise ablenken. Er hat selber einmal gesagt: „Wenn meine Schriften von allen gelesen wären, so möchte ich, mein Name geriete wieder in Vergessenheit.“ Wo man sich also über ihn verbreitet, soll es im dementsprechenden Respekt und im Bewußtsein geschehen, daß er es sich zum voraus verbittet, als moralisches Vorbild gewertet und als Tugendheld bestaunt zu werden. Er kennt seine Bibel wahrhaftig zu gut, als daß er vergäße, wem allein die Ehre gebührt.

Ganz besonders gilt es, damit Ernst zu machen im Rückblick auf den jungen, erst werdenden Zwingli; denn an diesem Bild hat die Verehrung der Nachwelt die meisten Retouche angebracht. Allzu unbesorgt projizierte man die imponierenden Züge des reifen Reformators in sein Vorleben zurück, und so ist die schier offiziell gewordene Meinung aufgekommen, als sei Zwingli in seiner Kindheit so etwas wie ein Musterknabe und schon in seinem früheren Mannesalter ein prächtig ausgeglichener Charakter gewesen. Nun ist man allerdings über die ersten zwei Drittel seines Lebens (genau so weit erstreckt sich seine Vorgeschichte) nur ganz mangelhaft unterrichtet; aber gerade die wenigen Blitzlichtbilder, die aus dem Dunkel jenes Zeitraumes spärliche Kunde geben, lassen einen jungen Zwingli erkennen mit Ecken und Kanten, ja nicht ohne beträchtliche Flecken und Fehler. Gewiß spricht alles dafür, daß Zwingli in seinem Elternhaus eine wohlbehütete Kindheit verlebte und daß seine Frühentwicklung kaum durch nennenswerte

Konflikte und Irrungen belastet worden ist; es würde schwer halten, irgendwelche Haltungen und Handlungen des spätern Reformators als Ressentiment trüber Jugenderlebnisse verstehen zu wollen. Aber freilich aus seinen Lehr- und Wanderjahren und dann insbesondere aus der Zeit seines ersten Pfarramtes sind Vorkommnisse bekannt, die auf das Bild der gerne geglaubten harmonischen Entfaltung von Zwinglis Persönlichkeit andere Lichter fallen lassen. Es gibt schon das zu denken, daß er an nicht weniger als drei Orten seines früheren Lebens unmöglich wurde und den Schauplatz seiner Taten verlassen mußte, bevor er daselbst regelrecht fertig geworden war: in Bern, auf der Trivialschule — wir würden heute sagen: auf dem Gymnasium —, von wo ihn sein Vater plötzlich nach Hause zu rufen sich veranlaßt sah; in Wien, wo er von der Universität ausgeschlossen wurde, und in Glarus, wo er als Priester wider seinen Willen weichen und sich die Strafversetzung nach Einsiedeln gefallen lassen mußte. Lag wahrscheinlich auch in keinem der drei Fälle etwas Zwingli moralisch besonders Belastendes vor, so werden dabei dem unvoreingenommenen Beurteiler doch schon gewisse Charakterzüge sichtbar, die geeignet sind, das traditionelle Bild vom schmiegsamen, allzeit freundlichen und leicht lenkbaren Toggenburger Bauernsohn als nicht in allen Teilen der Wirklichkeit entsprechend gezeichnet erscheinen zu lassen. Offenbar steckte in Zwingli von Natur ein nicht immer leicht zu zügelnder Hang zu Eigensinn, Eigenwilligkeit, rücksichtsloser Schroffheit und — als Kehrseite seiner ungewöhnlichen Begabung — eine gefährliche Neigung zu ehrgeiziger Rechthaberei. Dazu kommt nun aber das direkt Anstößige, daß der junge Zwingli die Herrschaft über sein Triebleben verlor und, nachdem sich schon am Studenten Anlagen zu überbordender Genußsucht gezeigt hatten — sein Vater schmälte einmal: „Ich möchte lieber, er würde studieren als Späße machen!“ —, als Priester das Opfer seiner Sinnlichkeit wurde und (freilich nicht anders als der Großteil der damaligen Geistlichkeit) das Gebot der Keuschheit übertrat. Man erlasse uns die Einzelheiten; das sind dunkle Schatten auf Zwinglis Vorleben. Und von hier aus wird jedenfalls mehr als fraglich die oft gehörte Rede von der geradlinigen Entwicklung Zwinglis. Als ob sein späteres Wesen nichts anderes als die logisch-konsequente Explikation der naturhaften Anlagen des früheren gewesen, als ob es in diesem Leben — wir meinen jetzt auf dem Gebiete des rein Persönlichen — ohne Biegen und Brechen von statten gegangen wäre!

Immer noch nicht überwunden ist die Scheu, von einer Bekehrung Zwinglis zu reden. Dieses Widerstreben ist diktiert vom modernen, ganz unreformatorischen Mißverständnis, als ob überhaupt jemand Christ werden könnte, ohne daß der alte Mensch in ihm stirbt und der neue in ihm geboren wird, und scheint gerechtfertigt durch den Umstand, daß Zwingli selber nie von seiner Bekehrung spricht. Nun, es kommt nicht auf das Wort an, und vielleicht ist ja gerade diesem so mannigfach belasteten Terminus gegenüber Vorsicht geboten, bevor man ihn unbesehen an Zwingli heranträgt; aber Tatsache bleibt und wird noch ganz anders gesehen und betont werden müssen: Zwingli hat in den Tiefen seines persönlichsten Wesens einen Bruch erlebt, einen radikalen Zusammenbruch; darüber lassen freilich seine Selbstaussagen keineswegs im Unklaren. Durch sein Leben geht ein Riß, daß das Hüben und Drüben sich mit aller Schärfe voneinander abheben. Allerdings läßt sich dieses Erlebnis zeitlich nicht so leicht lokalisieren, wie das z. B. bei Augustin der Fall ist, von dem man den Tag, ja die Stunde seiner Bekehrung weiß; doch war schließlich auch diese Katastrophe nur der Abschluß des gewaltigen Umschwungs; Bekehrungen vollziehen sich nie innert 24 Stunden. Jedenfalls Zwingli hat lange gebraucht, bis er hindurch war. Eingesetzt haben die entscheidenden Erschütterungen in seiner letzten Glarnerzeit, anfangs 1516; ihr Werk vollendet war bis zum Jahresschluß 1519. Was Zwingli in diesen vier Jahren, offenbar dem steilsten Stück seines ganzen Lebensweges, erlebte und erlitt, verlor und gewann, das hat in ihm den neuen Menschen konstituiert. Man kann es mit zwei Worten sagen: in diesem Zeitraum hat er erstens die Verzweiflung erlebt und zweitens den Glauben gefunden. Und zwar so: Er entdeckte — noch in Glarus — das Neue Testament in der griechischen Ursprache und fühlte sich aufs mächtigste angesprochen von den Forderungen des Evangeliums; mit einer stürmischen Begeisterung, mit einem hochgespannten Optimismus ohnegleichen will er's nun schaffen, traut er sich die Erfüllung des absoluten Gebotes zu, bis neue sittliche Niederlagen ihm die furchtbare Gewißheit aufdämmern lassen, daß er überhaupt auf dem falschen Wege ist, nicht nur mit dem Sündigen, sondern auch mit seinem die Sünde Wegschaffenwollen. Unserm Zwingli ist der Seelenkampf Luthers wahrhaftig auch nicht erspart geblieben; was der deutsche Reformator in der Klosterzelle zu Erfurt und Wittenberg, von dem hat der schweizerische in der Pfarrhauskammer zu Glarus und

Einsiedeln sein Teil durchgerungen. Immer tiefer las er sich da in seine Bibel hinein, immer lauterem Ton hörte er aus ihr heraus, aber es war ihm nicht nur Jubel, sondern schuf ihm zunächst heillooses Erschrecken und bitterste Qual; denn wie nahm sich in dieser Beleuchtung sein Leben aus! Wenn das Wort Gottes Recht hat — es ist schon der wichtigste Tag in Zwinglis ganzem Leben gewesen, als er in der Heiligen Schrift das Wort Gottes entdeckte; bis er 32 Jahre alt war, ist ihm die Bibel nur ein Buch und Gott kaum viel mehr als ein Gedankending gewesen —, wenn also wirklich der lebendige Gott mit uns redet aus diesem, von ihm selber aufgerissenen Fenster, so bin ich erledigt und gerichtet! Zur Verzweiflung führte Zwingli in jenen Jahren, daß er an der Bibel sehen lernte, was Sünde ist, und erschrak darüber zutode — und konnt's doch nicht lassen; noch in seiner letzten Einsiedlerzeit ist er neuerdings gefallen. Und kurz darauf wird er todkrank; die Pest rafft ihn dahin; er hält nichts anderes für möglich, wie er sich niederlegt. In diesen langen Tagen und entsetzlich bangen Nächten hat sich Zwinglis Schicksal so entschieden: der äußere Mensch erholte sich wieder; der innere, alte Mensch starb. Vor die Ewigkeit gestellt, ist Zwinglis letztes Vertrauen auf die eigene Kraft endgültig in sich zusammengesunken und hat er sich unter dem zermalmenden Gericht der absoluten Heiligkeit Gottes dem Erlöser Jesus Christus auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Was er ja freilich — theoretisch — vorher schon wußte: daß der Mensch ein verlorener Posten ist, daß er aber dennoch, so wenig er's erwarten oder gar verdienen kann, auf eine Rettung hoffen darf, wenn er sich nämlich die durch das Selbstopfer des Gottessohnes gestiftete Vergebung schenken und durch das Wunder dieser Gnade der neuen Schöpfung einverleiben läßt —, das ist Zwingli in der Pestkrankheit zum persönlichen Erlebnis und ureigenen Besitz geworden. Und diese fundamentalste Erfahrung seines ganzen Lebens muß nun der Standort sein, von dem aus allein das Charakterbild des Reformators darf geschaut und nachgezeichnet werden. Von der Persönlichkeit Zwinglis reden, heißt: an diesem Paradigma die umschaffende Kraft des Wortes Gottes zeigen.

Die Bekehrung hat Zwingli (wie jeden andern, wo es sich um wirkliche Bekehrung handelt) zum ernstesten Menschen gemacht; ein ungeheurer Ernst durchwuchert fortan sein Leben. Man liebt es, bei der naturhaften Fröhlichkeit Zwinglis zu verweilen und zu betonen, wie seine sonnige, muntere Toggenburgerart auf Schritt und Tritt bei ihm

durchbreche. Und so viel ist wahr, daß er an träfen Scherzworten nie verlegen war und mit einer mächtig erfrischenden und uns Heutige gelegentlich sogar befremdenden Natürlichkeit selbst in der Predigt seine Zuhörer belustigen und zum Lachen bringen konnte. Aber man sehe klar: das ist nicht mehr das Witzeln und Spaßmachen seiner frühern Zeit, des Studenten und Humanistenpfarrers Zwingli, sondern jetzt „ist seine Munterkeit beherrscht von einem ganz andern Lebensgefühl“. „Wöllend mit Spöttlis machen; es gilt Ernst!“ korrigiert sich der Reformator gelegentlich selber, wie er mit einer launigen Bemerkung nur zu viel Beifall findet. Wenn Luther einmal der Empfindung Ausdruck gibt, Zwingli sei anfänglich ein so fröhlicher Mann gewesen, aber hernach leider reichlich finster geworden, so ist dieses Urteil sicher überschärft, und doch steckt ein Körnlein Richtiges in dieser Witterung und stimmt mit der Tatsache zusammen, daß auf den ersten noch von Zeitgenossen gemalten, geprägten und gezeichneten Zwinglibildern der Ausdruck der Herbigkeit, nicht der Fröhlichkeit festgehalten ist: es ist der Ernst des Gedeimütigten, des gegen die eigene Kraft mißtrauisch Gewordenen und mit Furcht und Zittern nach Heiligung Ringenden. Man trage einmal aus Zwinglis Schriften seine Urteile über sich selber zusammen, um endlich mit dem Mißverständnis aufzuräumen, als habe er in wohlgemuter und billiger Zuversichtlichkeit mit dem Feind da drinnen und dort draußen fertig werden zu können gemeint. Zeitgenossen haben ihm etwa vorgeworfen, er sei gegen andere räß und über Gebühr scharf und hart —, die schroffsten Anklagen hat er sicher gegen sich selber geschleudert, den absoluten Maßstab stets am unerbittlichsten an seine eigene Person gelegt. Sie würden sich wundern, wenn ich zitieren wollte. Aber nun ist gerade dieser ungeheure Ernst seiner Selbstverurteilung durchschossen mit etwas auf den ersten Blick völlig Widersprechendem, nämlich mit einer ganz gewaltigen Freude, doch nun eben nicht der naturhaften, sondern der durch den Gnadenglauben ihm völlig neu zuteil gewordenen. Denn eben dadurch, daß er sich durch seinen sittlichen Zusammenbruch schlechtweg nur noch auf die Hilfe Gottes angewiesen sah, erlebte er jetzt eine ihm wunderbar beglückende Kraft des Wollens und Schaffens, die ihm die Gewißheit gab, Gottes Werkzeug zu sein, das sozusagen über seinen eigenen Kopf hinweg gehandhabt und gebraucht wird. Aus dieser staunenden Glaubenserfahrung des Begnadigten: Trotzdem will mich der Herrgott für seinen Dienst ausbeuten! zuckten nun in sein Leben

hinein Energien von einer Gewalt, daß sie ihn selber überraschten und, nachdem er mit seinem selbstischen Tatendrang beim völlig toten Punkt angelangt gewesen war, mit einem ungeheuren Jubel erfüllten. Zwingli ist von Haus aus eine tätige Natur gewesen; die Auffassung, daß der Mensch zum Schaffen auf der Welt ist, gehörte zur nie abgestreiften Mitgift seiner bäuerlichen Erziehung; aber es ist deutlich erkennbar, wie dieser sein genuiner Arbeitseifer erst seine volle Straffung und Hochspannung gewonnen hat, seitdem er sich in das Werk des Gottes hineingerufen und hineingenommen wußte, der selber, so hatte er ihn erfahren und sah er ihn jeden Tag, der allergewaltigste Schaffer ist. Wenn Zwingli immer wieder als das spezifische Merkmal des heiligen Geistes dessen Drängen zur Arbeit, zum Realisieren, zum Angreifen und Kämpfen proklamierte, so sagte er das aus seinem persönlichsten Erlebnis heraus: der Glaube hat vor allem die Willensseite seines Wesens angesprochen, aufgerufen und befruchtet. Es führt zu schiefen Perspektiven, wenn man — wie es oft genug geschehen ist — in der Analyse seiner Persönlichkeit beim Verstandesmenschen Zwingli den Ausgangspunkt nimmt. So hervorragend freilich seine intellektuelle Begabung war und so reiche Fülle an von andern nicht gedachten Gedanken seine wissenschaftlich-theologische Besinnung zutage förderte —, bei ihm hatte jede theologisch gewonnene Wahrheit zum voraus das dringlich positive Vorzeichen, daß sie praktiziert werden muß. Was kümmerten ihn akademisch noch so wichtige Thesen; wirklich wahr ist ihm immer nur das gewesen, was man wahr machen kann. Wobei es, weil Zwingli hinsichtlich des Temperaments Sanguiniker war, nicht ausbleiben konnte, daß die in ihm aufgehäufte Energie sich mitunter auf höchst explosive Weise entlud, so sehr eine nüchterne Vorsicht bei ihm diese Gefahr zu bändigen bestrebt war; die unverkennbar bestehende Spannung zwischen dem stürmisch wagenden und dem klug berechnenden Zwingli wird sich kaum je auf eine glatt ausgleichende Formel bringen lassen; doch hat im Laufe der Zürcherjahre das zu angriffigen Aktionen drängende Element offenbar eher das bedächtig abwägende überwachsen als umgekehrt. Es mutet uns wie ein die ganze geistige Haltung Zwinglis symbolisierendes Gleichnis an, wenn berichtet wird, er habe in seinem Arbeitszimmer stehend zu studieren die Gepflogenheit gehabt, oder wenn ein Zeitgenosse gar erzählt, Zwingli habe zur Winterszeit manchmal die warme Studierstube mit einer ungeheizten Kammer seines Pfarrhauses vertauscht und hier, mit dem Mantel angetan und über die

Lehne eines hohen Stuhles gebeugt, seine Nacharbeit fortgesetzt, um so vor der einschläfernden Wärme sicher zu sein —: der vom Wort Gottes Geweckte, der von seinem Herrn in Pflicht Genommene, der Standhafte, allzeit Bereite; kennt nur noch eine Freude: daß er darf schaffen; kennt nur noch eine Angst: daß er könnte absitzen und müde werden!

Die Gewißheit, ein Instrument des göttlichen Gnadenwillens zu sein, war nun aber von Zwingli — und damit berühren wir erst den eigentlichsten Lebensnerv seines vom Wort Gottes geheiligten Wesens — bis zu der letzten Einsicht durchgedacht, daß ein rechtes Werkzeug von dem es handhabenden Meister abgenützt, verbraucht und zuletzt sogar weggeworfen werden muß. Man hat das den tragischen Beisatz seines Glaubens genannt; nur hüte man sich vor der Vorstellung, als ob diese als unausweichlich empfundene Nötigung, sich im Dienst des Herrgottes zerreiben zu lassen, von Zwingli selber als tragische Belastung ausgelegt und mit knirschendem Gehorsam ertragen worden wäre —; im Gegenteil, dadurch wird seine Freudigkeit nicht gelähmt, sondern nun erst zur letzten, heroischen Höhe gesteigert. Fürs Werk Christi sich verbrauchen zu dürfen, ist für ihn höchste Ehre und beglückendste Seligkeit, ist tausendmal schöner, als ungenützt in Müßiggang zu verfaulen, sagt einer, der Zwingli besonders tief ins Herz geschaut hat (Paul Wernle). Darum nie ein leiser Seufzer, nie eine laute Klage bei ihm ob der Überfülle der seine Kräfte verzehrenden Arbeit und Verantwortung; er war ja nicht nur der Prediger und Seelsorger, nicht bloß der Schriftsteller und theologische Lehrer, sondern schließlich jahrelang de facto der Stadtschreiber, Bürgermeister und Generalstabschef von Zürich und weit über dessen Grenzen hinaus der Berater und Führer ungezählter Gemeinden; sein stets wachsender Briefwechsel erstreckte sich über halb Europa. Man begreift nicht, wie er all diese ungeheure Verpflichtung in seine Tage hineinzwingt; er nimmt die Nächte hinzu; zufällig erfährt man, daß er einst sechs Wochen lang hintereinander in kein Bett hineinkam, und als er sich zum erstenmal wieder — es war ein Samstag vor dem Pfingstfest — hinlegen konnte, wurde er von einem Eilboten von auswärts wieder aus dem Schlaf geweckt und an den Schreibtisch gerufen, um in dringender Sache ein Gutachten zu entwerfen. Wie eine brennende Kerze verzehrte sich seine physische Kraft: die Sehschärfe seiner Augen erlitt Einbuße vom unaufhörlichen Lesen und Schreiben; immer häufiger auftretende Kopfschmerzen bedrohten sein Weiterschaffen; Gallensteinanfalle hieben

Breschen in sein von Natur allerdings robustes körperliches Wesen; es konnte vorkommen, daß er am Morgen nach einer Vorlesung ohnmächtig wurde und mit der Todesblässe auf seinem sonst immer rotfarbenen Gesicht nach Hause wankte; aber es ist bezeichnend, wie er schon am Abend desselben Tages seinem Hausdoktor schreibt: sobald er nachmittags aus dem Schlafzustand der Erschöpfung aufgewacht sei, „bin ich wieder der alte Zwingli gewesen“. Das ist er, wie der zäheste Bauer auf dem Land: er will nicht, er kann nicht krank sein, hat keine Zeit, sich zu pflegen; nicht sich ergeben, sondern sein Blut hergeben, heißt leben; wemns köstlich gewesen ist, so ists Mühe und Arbeit gewesen! Noch erstaunlicher will indessen erscheinen, wie Zwingli psychisch in allem Druck und Drang aushielt, wie ihm, abgesehen von der übermenschlichen Arbeitslast, angesichts der sein Werk hemmenden Feindschaft, der ihn Tag und Nacht umlauernden Gefahr, der aus ganz verschiedenen Lagern und Motiven seine Sache und seine Person verunglimpfenden Opposition und nicht zuletzt angesichts ihm in den eigenen Reihen nicht ersparter bitterer Enttäuschungen — wie ihm in alle dem aufreibenden und sich stets verschärfenden Kampf die Nerven den Dienst nicht versagten; einer seiner nächsten Mitarbeiter sagt einmal: er verwundere sich nur, daß Zwingli noch nicht verrückt sei. Hier kann der moderne Mensch, den der Zusammenprall mit der Wirklichkeit so leicht aus dem seelischen Gleichgewicht wirft und dem eine oft so nachsichtige Psychologie sein Ermüden und Versagen verständlich und entschuldbar macht, hier kann er Mut fassen und lernen, wessen er fähig würde, wenn er, statt an sich herumzudoktern und mit kläglichen, wenn noch so raffiniert erscheinenden Selbsterlösungsversuchen mit sich fertigwerden zu wollen, sich einfach restlos dem auslieferte, dessen Kraft in dem Schwachen mächtig ist. Keine Frage, daß unserm Zwingli seine nie versagende psychische Spannkraft aus dem Glauben zugeflossen ist, aus dem wundervollen Werkzeugglauben, der vielleicht seinen kürzesten und träfsten Ausdruck in den Worten des Pestliedes gefunden hat: „Mach ganz ald brich! Din Haf bin ich.“ Darum kein Wefern, wemns ihn zerrieb, wemns ihn in den Strudel hinein nahm; selbstverständlich: Er muß wachsen; ich muß abnehmen. Mir ist nur ein Anlaß bekannt, wo die Nerven mit Zwingli durchgegangen sind: Als er sich im Sommer 1531 mit Rücktrittsgedanken trug und vor dem Zürcher Rat erschien, da hatte er sich nicht mehr in der Gewalt, „da hub er an zu weinen“. Aber das war nun eben der Schock der Angst,

er könnte jetzt ein nicht mehr brauchbares Werkzeug sein. Hernach, als er mit seinen Mannen über den Albis ritt und sich zu Kappel in die Reihen der dem Tode Geweihten stellte, hat er nicht mehr geweint, sondern ist, als wärs die selbstverständlichste und allernatürlichste Sache, in unerschütterlicher Gefaßtheit den Weg zu Ende gegangen, auf dem er die zwölf Zürcherjahre lang gelaufen war wie am Wagen das Roß, das halt verbraucht wird auf der stürmischen Fahrt des göttlichen Wagenlenkers. „Du sollt dich freuen, daß Gott din Lyb und Bluot darzuo brucht, daß er damit sin Wort wässeret und mehret ... und wirst Gott Dank sagen, daß er din schnöden Lyb zuo siner Ehr verbruchen will.“

Wenn unsere Darstellung, die ja freilich das Werden und Wesen des Menschen Zwingli nur in den Hauptlinien zeigen wollte, den geschichtlichen Tatsachen entspricht, so dürfte es nicht allzu schwer halten, die Angriffe abzuwehren, denen seine Persönlichkeit noch immer ausgesetzt ist. Sie bedrängen das Bild unseres Reformators von drei ganz verschiedenen Seiten her. Den schärfsten Ton hat und gewinnt mancherorts eben neuerdings wieder die katholische Kritik. Vom Wege der sachlichen Auseinandersetzung mit unserer Kirche biegt sie stets wieder ab auf das Nebengeleise der persönlichen Anfechtung ihres Gründers und legt im Bestreben, damit das Werk Zwinglis zu diskreditieren, ihren Finger gern auf die wunde Stelle seines menschlichen Wesens. Vor allem kann sie der Verlockung nicht widerstehen, besonders geschäftig die sittlichen Verfehlungen seines Vorlebens hervor zu zerren, um dann einem Manne, der sich solcher Sünde schuldig gemacht, zum voraus das Recht abzusprechen, ein Führer und Befreier seines Volkes zu heißen. Hier vollzieht sich dann die umgekehrte Geschichtsfälschung, als wir sie eingangs nannten: man projiziert anstößige Züge des jungen Zwingli ins Bild des ausgereiften Reformators hinüber und verwischt so und unterschlägt damit die offenkundige Tatsache seiner Bekehrung. Wir beschönigen die schweren Verirrungen seiner früheren Zeit keineswegs, nur glauben wir allen Grund zu haben zu der unwiderlegbaren Behauptung, daß Zwingli in aufrichtiger Buße so gründlich damit gebrochen und unter Einwirkung des heiligen Geistes so völlig ein anderer Mensch geworden ist wie hundert und tausend von der katholischen Kirche für heilig Gehaltene. Wenn heilig sein heißt: nie in Sünde gefallen sein, so hat auch die katholische Kirche keine Heiligen. Wer über die Bekehrung eines Augustin als über ein Wunder der

göttlichen Gnade sich freut, der soll nicht verärgert sein, wenn es Gott gefallen hat, unsern Zwingli einen ähnlich herrlichen Weg zu führen. Zu einem Heiligen wollen wir ihn freilich nicht machen; aber da lassen wir allerdings nichts auf ihn kommen: seitdem er zu Zürich sich im Dienste seines Herrn verzehrte, hat die frühere Lockung keine Macht mehr über ihn gehabt; so scharf auch seine Gegner weiter suchten, sie haben fortan umsonst gelauert. Hier wäre der Ort, vom Eheleben Zwinglis zu sprechen; der Raum reicht nicht, um es ausführlich zu tun. Nur das Wenige sei angedeutet: Seine Frau, ehemals die Frau eines vornehmen Junkers, legte vom Tag ihrer Verheiratung mit dem Reformator an ihre Sammet- und Seidenkleider, sowie ihr goldenes Geschmeide in die Truhe, um sie nie mehr hervorzunehmen; in der Einfachheit einer Frau aus dem Volke hat sie fortan an der Seite ihres in persönlichen Dingen so anspruchslosen Mannes gelebt und ihm als willige Helferin einen Teil seiner Fürsorge für Arme, Kranke und Fremde abgenommen; nicht der leiseste Grund liegt vor, an der Herzlichkeit, Treue und innern Gemeinschaft dieser Pfarrhausehe zu zweifeln. Und wenn man, fast nur auf Umwegen, erfährt — Zwingli selber tut nie groß damit —, wie wohl er sich im Kreise seiner Kinderschar fühlte, wie der vielbeschäftigte Hausvater doch immer wieder Zeit fand, am Feierabend die Laute von der Wand zu nehmen und mit ihnen zu spielen und zu singen, wie er die Erziehung seiner Stiefkinder mit demselben Ernst überwachte wie die seiner eigenen — seinem Stiefsohn Gerold hat er ein Büchlein geschrieben, in welchem er ihm unter anderem mit besonderer Eindringlichkeit und Wärme den Weg zum reinen Leben zeigt —, so geht auch daraus aufs deutlichste hervor, daß die Bekehrung Zwinglis nicht nur fromme Phrase ist. Das wenigstens müßt ihr ihm lassen, liebe katholische Mitchristen: ist er auch ein schartiges und mit Rostflecken behaftetes Instrument gewesen, als ihn Gott in die Hände bekam, so ist er doch ganz gewiß durch das Schaffen des heiligen Geistes, an den wir gemeinsam glauben, ein sauberes Werkzeug geworden.

Eine zweite Verdunkelung des Charakterbildes Zwinglis ist die dem ausländischen Protestantismus entstammende und letzten Endes auf keinen Geringeren als Luther zurückgehende. Wohl haben wir Verständnis für die Tatsache, daß es dem deutschen Reformator außerordentlich schwer gemacht war, zu einer objektiven Erfassung der Persönlichkeit dessen hindurchzudringen, zu dem er sich sachlich in

scharfer, wenngleich schließlich von ihm überbetonter Opposition wußte; im Gegner die menschlichen Züge unversehrt zu sehen, geht zuletzt auch über die Kraft eines ganz Großen, besonders wenn er von der Impulsivität durchzuckt ist, wie das nun einmal bei Luther der Fall war. Und doch ist es aufs tiefste zu bedauern und hat es bei der unbestrittenen Autorität, die dem Urteil Luthers für seine große Kirche innewohnt, für die gemeinsame evangelische Sache geradezu verheerende Wirkung gezeitigt, daß er sich zu persönlichen, die Integrität Zwinglis schwer belastenden Aussetzungen hinreißen ließ. In Luthers Bewußtsein und infolgedessen in der Empfindung vieler seiner Nachfahren spiegelt sich Zwinglis Wesen als das eines ungeschlachten, grob geschnitzten, auf seine Kraft sich viel einbildenden und darum allem Widerspruch gegenüber unzugänglichen, trotzigem, zänkischen, und von maßlosem Ehrgeiz umgetriebenen und deshalb im Kern wenig frommen Menschen. Die Luther so mächtig bemühende Tatsache, daß der Schweizer aus dem neu entdeckten Gotteswort stellenweise von seinen eigenen Auffassungen abweichende Konsequenzen zog, vermochte der große Deutsche in keinen andern als minderwertigen persönlichen Motiven begründet zu sehen. Und da muß nun allerdings bei aller Hochachtung, die wir vor der überragenden Gestalt Luthers empfinden, der Wahrheit die Ehre gegeben und gesagt werden: Damit ist Zwingli unrecht geschehen. Zugegeben, daß im jungen Zwingli Keime der Selbstgefälligkeit und Großmannssucht lagen — wo ist der Mensch, in dem nicht von Natur der Hochmutsteufel steckt und sich auswächst, so lang er sich nicht unter die gewaltige Hand Gottes beugt? —, aber das ist nicht wahr, daß der Reformator Zwingli in dieser Verheerung versunken wäre; im Gegenteil: seine Erkenntnis der Sünde und sein Empfang der Gnade haben seinen Stolz gebrochen. Immer wieder wunderten sich Zeitgenossen, die ihn wirklich kannten, über die große Demut und ungewöhnliche Verträglichkeit des auf so hohem und exponierten Posten Stehenden; keine Rede davon, daß er niemanden neben sich dulden wollte und, wenn bedeutende Mitarbeiter in dem und jenem anderer Meinung waren, gleich mit Empfindlichkeit darauf reagierte; die herzliche Kollegialität der ohne jede persönliche Eifersüchtelei sich in die Hände schaffenden Zürcher Pfarrer war damals weit herum sprichwörtlich und wirkte bis ins Ausland als Beschämung und Verpflichtung; „Zwingli als Freund“ ist ein besonders erbauliches und erquickendes Kapitel. Übrigens dürfte unsern deutschen Mit-

protestanten gerade das am meisten zu denken und Anlaß zur Revision ihres verzeichneten Zwinglibildes geben, daß Zwingli, weit davon entfernt, Luther überbieten zu wollen, in diesem allzeit den ihm weit Überlegenen anerkannt und seine von keinem andern erreichte Bedeutung mit Worten gepriesen hat, deren Lob kaum von Luthers Anhängern selber übertroffen werden konnte. Keine Rede davon, daß Zwingli auf Luthers Ruhm irgendwie neidisch gewesen wäre; da hat ihn Luther schlechtweg mißverstanden. Und wenn er etwa das an Zwingli als persönlichen Mangel empfand, daß dessen Wirken nicht unter der Zucht der Anfechtungen stand, die er, Luther, freilich so reichlich erfuhr und als besondere Kraftquelle erlebte, so ist gerade auch in dem Betracht festzustellen, daß er unsern Zwingli nicht kannte — was wußte er von seinen geheimsten Bedrängnissen, von seinem verborgenen Seufzen und Ringen! Die Geschichte vom Beter Zwingli ist noch nicht geschrieben, und der sich an diese Aufgabe macht, wird es allerdings so leicht nicht haben; denn dieses Innerste und Heiligste ins Schaufenster zu legen, widerstrebte Zwinglis Keuschheit. Und doch leuchten in seinen Schriften und Briefen immer wieder wundervolle Andeutungen auf, was für ein tiefes Gebetsleben er im Verborgenen geführt haben muß und wie eben durch diese geheimen Kanäle die beste Kraft seines Lebens genährt und geläutert worden ist: sein Ernst, seine Freudigkeit, seine Heilsgewißheit, sein Werkzeuggehorsam. Ein Mann, der in der Todesgefahr beten konnte: Gott möge ihn lieber sterben lassen, als daß Christus durch ihn gelästert werde, ist wahrlich ein demütiger und im tiefsten Betracht frommer Mensch gewesen; daran soll man nicht rütteln!

Der dritte Zweifel endlich an der Unanfechtbarkeit von Zwinglis Charakter ist modernen Datums und geht auch in unseren Reihen um. Man glaubt die Frage aufwerfen zu müssen, ob Zwingli wohl daran getan habe, in sein Volk die Brandfackel der Entzweiung zu tragen und so zum Urheber einer unheilbaren konfessionellen Zerklüftung unseres Vaterlandes zu werden. Hauptsächlich unter dem politischen, intellektuellen und ästhetischen Gesichtswinkel geschaut, gilt heute Zwingli mancherorts als der Friedestörer, der mit bedauerlich übertriebenem Radikalismus Kulturwerte vernichtete; man scheut sich nicht, gewisse Lähmungen der seitherigen Entwicklung auf eidgenössischem Boden auf das Schuldkonto seines Fanatismus zu setzen. Aber was heißt das? Soll es heißen: Zwingli hätte anders handeln

sollen, hätte anders handeln können? Will gar gesagt sein, es habe ihm an der Liebe gefehlt? Man darf Zwingli wahrhaftig nicht für Dinge verantwortlich machen, die gar nicht in seine Entscheidung gelegt waren. Sein Volk auseinanderreißen, Brüdern wehetun wollte er nicht, er mußte halt; höhern Orts begründete Notwendigkeiten zwangen dazu. Ja, wenn das Wort Gottes ihn nicht überwältigt hätte, dann würde er einen andern Weg haben wählen dürfen. Aber nun machte nicht er, Zwingli, Geschichte, sondern Gott hat mit ihm Geschichte gemacht; er war das Werkzeug und durfte nicht sagen: Ich mag nicht schlagen, wenn der Werkmeister schlagen, Altes zerschlagen und aus den Scherben Neues, Besseres schaffen wollte. Das ist die Tragik seines Lebens gewesen, daß gerade er von der Vorsehung zu diesem furchtbar herben Dienst ausersehen und aufgerufen ward, daß ausgerechnet er, der von jung auf wie nicht grad einer für das Wohl seines Vaterlandes glühte, in etwas hinein gestoßen wurde, für das man noch mehr glühen muß als für seines Volkes Glück und Ehre. Man darf es glauben, daß Zwinglis Herz blutete, wenn ihn der Gehorsam gegen Gottes Wort zwang, aus Eidgenossen Feinde zu machen; sein tiefstes Sehnen ging wahrhaftig nach etwas ganz anderem: „Hilf, daß alle Bitterkeit scheidet feer und alte Treu wiederkehr und werde neu, daß wir ewig lobsingem dir“ — das ist sein Testament, so lautet sein Hoffen und Glauben fürs Vaterland. Wie stark und echt seine von Christuskräften geheiligte Liebe zum Volk, zum ganzen Volk und insbesondere zum einfachen und geplagten Mann im Volk war, ließe sich mit ungezählten Einzelheiten belegen; am überzeugendsten zusammengefaßt ist alles in dem Wort, das Zwingli am 11. Oktober 1531 auf der Höhe des Albis sprach, als die Vorhut in Kappel unten schon in großer Bedrängnis stand und man im nachrückenden Hauptheer ratschlagte, ob man sofort vorrücken oder nicht besser auf die noch unbedingt nötige Verstärkung warten solle, da sagte er: „Ich fürcht, es würt unsern biderben lüten zuo spat, und fuegt sich nit, daß wir hie standint und die unsern da unden lyden lassint. Ich einmal wil in dem namen gottes zuo den biderben lüten hinab und willig mit und under inen sterben oder sy hälffem retten.“ Und als man hernach seine Leiche fand und von den herzulaufenden Gegnern viel bitteres Schmähen zu hören war, da habe der alte Priester Schönbrunner aus Zug, der Zwingli von Zürich her persönlich kannte, gesagt und sich dabei der Tränen nicht erwehren können: „Wie du ouch gloubens halben xin, so weiß

ich, daß du ein redlicher Eydgnoß xīn bist.“ Ein besonders ergreifender und überzeugender Nekrolog, weil es einer aus dem feindlichen Lager war, der dieses Fazit seines Lebens zog und eben darum die Wahrheit über alle Diskussion erhebt: daß Zwingli in allem Druck und Drang seines Wirkens, in allem Sturm und Streit seines Kämpfens und Leidens das Eine, Herrlichste nie verloren hat: die Liebe, und daß er der Sendung treu geblieben ist bis zum bitterm Sterben: als guter Eidgenosse (wir dürfen vielleicht sagen: als der größte, der je von den Bergen ins Tal gestiegen ist) eine bessere Eidgenossenschaft zu schaffen.

Aber, liebe Leser, Zwingli winkt ab, da wir nun doch ins Rühmen hineinkommen wollen. Einen Vortrag, den ich jüngst über die Persönlichkeit Gottfried Kellers hören durfte, schloß der kundige Schilderer mit den Worten: „Wenn diese Ausführungen Keller erreichten, würde er knurren und sichs verbitten, daß man sich mit seiner Privatperson befasse, und er würde uns raten, in den Bücherschrank zu greifen und seine Sachen zu lesen.“ Mir scheint, Zwingli würde noch etwas höher hinaufangen und unsere verstaubte Bibel vom Schaff herunterholen und würde demütig und ernst und froh und fromm um das Eine bitten: Lernt wieder davor staunen und unter das Eine euch beugen: das Wort Gottes! „Losend dem Wort Gottes, das allein würt ouch widrumb zerecht bringen.“ „An mir und meinem Leben ist nichts auf dieser Erd; was Christus mir gegeben, da ist des Rühmens wert!“

Zwinglis Glaubensbekenntnis.

Von WALTHER KÖHLER.

„Es begab sich, daß ein Gebot vom Kaiser Augustus ausging“ — man fühlt sich an den Eingang der Weihnachtsgeschichte erinnert, wenn man das Ausschreiben Kaiser Karls V. zum Reichstage nach Augsburg vom 21. Januar 1530 liest. Versprach doch der Herr über das römische Imperium, „ains yeglichen gutbeduncken, opinion und maynung ... in liebe und gutligkait zu horen, zu verstehen und zu erwegen, die zu ainer ainigen Christlichen warhait zu bringen und zu vergleichen“¹⁾. Und nun möchte man hinzufügen: da machte sich auch auf Huldrych Zwingli aus dem Lande Toggenburg, wohnhaft in Zürich, auf daß er

Rechenschaft gebe von seinem Glauben vor dem Herrn Kaiser und den Ständen des heiligen römischen Reiches.

Aber ganz so ist es doch nicht gewesen. Die Eidgenossenschaft ist im Gegensatz zu früherem Brauche nicht zum Augsburger Reichstage eingeladen worden²⁾, rein persönlich waren die fünf katholischen Orte durch eine Gesandtschaft vertreten, aber Zwingli hat „ängstlich darauf gewartet, wann auch von den Städten des christlichen Burgrechtes — er denkt an Zürich, Basel, Straßburg und die süddeutschen Reichsstädte — Rechenschaft ihres Glaubens begehrt würde“³⁾. Und die Freunde in Augsburg überlegten, ob er nicht von sich aus, unangefordert, auf den Reichstag kommen solle. Er harrt auf die Nachrichten, die die Briefe ihm bringen. Von Straßburg sind als amtliche Gesandtschaft Matthis Pfarrer und der Stättmeister Jakob Sturm in Augsburg, Ende Juni kommen auch Bucer und Capito, der fürstliche Freund Landgraf Philipp von Hessen ist dort, anderes wird Zwingli auf dem Umweg über Straßburg (durch Caspar Hedio, den Begleiter auf der Marburger Fahrt vom Vorjahre) oder Basel (durch Oekolampad) zugetragen; so formt sich sein Bild von den kirchenpolitischen Vorgängen aus der Briefpost — in vier Tagen konnte mit Extraboten ein Brief von Augsburg in Zürich sein⁴⁾, unter Umständen noch schneller, die Straßburger hatten einen Postverkehr von 30 Stunden eingerichtet. Die wertvollsten Nachrichten hat dem gespannt aufhorchenden Zwingli Jakob Sturm übermittelt, leider ist der Briefwechsel der beiden nicht lückenlos erhalten.

Zwingli erfährt, wie die Fürsten und Stände mit ihrer Begleitung sich in Augsburg besammeln und auf den von Italien über Innsbruck und München langsam heranziehenden Kaiser warten. Schon ist auch die katholische Aktion lebendig; Johann Eck, so erfährt Zwingli Anfang Juni, hat 404 Artikel zur öffentlichen Disputation in Augsburg aufgestellt, und Zwingli erhält ein Exemplar⁵⁾ von ihnen, „damit Du sehest die Unverschämtheit des Dir von früher her (Badener und Berner Disputation) hinlänglich bekannten Menschen“; es sind die Artikel, die so bedeutungsvoll in die Umgestaltung des Augsburger Glaubensbekenntnisses zu einer Lehrschrift eingriffen. Richtig sieht Sturm, daß die Artikel Luther in den Vordergrund rücken, so gewiß Eck auch Zwingli als Ketzler brandmarkte, und er hofft, daß diese Befehdung durch die Römischen die Lutheraner, insbesondere Luther selbst, an die Zwinglianer etwas herantreiben werde. Aber war das wirklich zu